

Inhalt

Vorwort 7

- 1 Bombenalarm 10
 - 2 Gefängnisalltag 17
 - 3 Spionage 25
 - 4 Jezew und das Ende der Kindheit Krystynas 47
 - 5 Maria 60
 - 6 Rosemaries Einfluss 70
 - 7 Vor Gericht 82
 - 8 Ostern 1943: Moabit leben 106
 - 9 Moabit: Die letzte Nacht 121
 - 10 Abschiede 131
 - 11 Maria in Fordon 143
 - 12 Träume 155
 - 13 Wirklichkeit: Stefanias Flucht 162
 - 14 Krystyna in Halle 170
 - 15 Maria frei – Polen nicht 179
 - 16 Über Grenzen hinweg 187
 - 17 Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs 202
- Zeittafel 216
- Quellen- und Literaturverzeichnis 220
- Dank 223
- Die Autoren 224

Vorwort

Haben wir nicht schon genug Wissen über die Verbrechen der Nazis im Zweiten Weltkrieg? Über den Holocaust, die Zwangsarbeiter, die Unterdrückung der Opposition, die Unterjochung der Bevölkerung in den besetzten Ländern? Sind die Quellen nicht längst gesichtet und die wenigen noch lebenden Zeitzeugen ausgefragt? Kann wirklich noch Neues aufgedeckt werden?

Offensichtlich ja.

Es braucht allerdings eine Offenheit der Seele, die sich nach wie vor anrühren lässt von Lebensgeschichten, auch Ausdauer und Phantasie, um in sorgfältiger Recherche weit verstreute Fakten zusammenzutragen und Hintergründe aufzuklären. Dann kann ein Dokumentarroman entstehen wie der vorliegende Band – eine bewegende Geschichte wie in einem Roman, doch ausgefüllt und belegt mit harten *Facts* wie in einer Dokumentation.

Im Zentrum der verzweigten Geschichte: das »Kleeblatt«, drei Polinnen, die eine Zeitlang gemeinsam in der Zelle 18 im Gefängnis von Berlin-Moabit saßen, verurteilt wegen Zusammenarbeit mit dem polnischen Untergrundstaat im Zweiten Weltkrieg. Wanda erhielt drei Jahre Straflager wegen Nichtanzeige eines Verbrechens. Maria erhielt acht Jahre Straflager wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Krystyna wurde zum Tode verurteilt wegen Spionage.

Den Anstoß zu dem Buch gab ein Brief von Maria im Jahre 2003 an die Justizvollzugsanstalt Halle. In dieses Gefängnis war Krystyna aus Berlin-Moabit verlegt und dort war sie am 26. Juni 1944 enthauptet worden. Soweit wusste Maria Kacprzyk über das Schicksal ihrer Freundin Bescheid. Doch wo wurde Krystyna begraben?

Der Historiker Lars Skowronski suchte sofort den Kontakt. Mit Marias Hilfe hoffte er, Krystynas Schicksal rekonstruieren und in einer Ausstel-

lung darstellen zu können. Und die inzwischen 89-jährige Maria, die in Danzig lebte, kam seiner Bitte tatsächlich nach. Auf 120 Seiten gab sie ihr Wissen weiter, viele erstaunliche Details, deprimierende und froh stimmende Nachrichten, Informationen über wichtige Gerichtsentscheidungen ebenso wie über alltägliche Begebenheiten. Die Schriftstellerin Simone Trieder jedenfalls war fasziniert. Im August 2009 machte sie sich mit Lars Skowronski auf den Weg nach Danzig.

Marias Erinnerungen wiesen den Autoren den Weg zu weiteren Zeugen und Dokumenten. So waren unzählige Kassiber aus dem Gefängnis heraus- und in das Gefängnis hineingeschuggelt worden. Zwischen den drei Polinnen und der Wärterin Hedwig Grimpe sowie ihrer Tochter Helga hatte sich eine Freundschaft entwickelt. In der Zelle mussten die Nachrichten aus Sicherheitsgründen schnell in der Toilette verschwinden; doch draußen »in der anderen Welt« bewahrte Helga die Kassiber auf. Bei Helga blieb auch das Tagebuch, das Maria in der Zelle geführt und vor ihrer Verlegung in das Gefängnis Fordon im besetzten Polen ebenfalls aus dem Gefängnis geschuggelt hatte.

Die Kassiber an die erst 16-jährige Helga, übrigens ein BDM-Mitglied, waren von erstaunlicher Offenheit. Da sie keine Zensur passierten, verrieten sie viel über den Zellenalltag und die Gefühle der Inhaftierten. Die Berichte zeugen davon, wie die Polinnen selbst unter der Drohung der Todesstrafe nicht in Depression verfielen. Wie sie das Singen einsetzten, um Angst, Verzweiflung, Trauer, aber auch den Hunger zu vertreiben. Wie sie sich mit Bridgespielen (mit selbstgebastelten Karten) ablenkten. Wie sie sich gegenseitig ihre Familiengeschichten erzählten. Wie sie Fäden aus der Kleidung rissen, um einer Todeskandidatin ein Taschentuch mit Hohlraum und der Inschrift AMOR OMNIA VINCIT zu schenken.

Erstaunlich auch, wie viel geschuggelt werden konnte und tatsächlich geschuggelt wurde, obwohl alle Beteiligten damit sehr viel riskierten. Über ihre Wärter-Mutter schickte Helga nicht nur Zahnbürste oder Zahnpulver in die Zelle (das war erlaubt), sondern auch Lebensmittel, Medikamente und immer wieder Zigaretten (das war verboten). Die Zigarette unmittelbar am Zellenfenster, wenn das Licht gelöscht war, bildete für Krystyna die Krönung des Tages.

Schließlich konnten sich Trieder/Skowronski noch auf offizielle Dokumente stützen: Prozessunterlagen, ein Gnadengesuch von Krystynas

Mutter, Krystynas Abschiedsbrief an die Eltern, die offizielle Mitteilung des Verteidigers über das vollzogene Todesurteil.

Aus Briefen von den Familien der drei inhaftierten Polinnen erfahren wir darüber hinaus vom Schicksal einiger Freunde, die teils ebenfalls inhaftiert, teils als Zwangsarbeiter eingesetzt worden waren. Und Dutzende von Briefen eines zum Tode verurteilten Mitglieds der deutschen Widerstandsgruppe »Rote Kapelle« vermitteln Einblicke in Biografien und Charaktere weiterer Mitgefangener.

Im Ergebnis entstand ein bemerkenswert vielschichtiger Band, obwohl sich die Darstellung im Kern auf die Zelle 18 konzentriert. En miniature wird vorgeführt, wie erbarmungslos und willkürlich die NS-Justiz agierte, aber Fürsprache durchaus erfolgreich sein konnte und Begnadigung nicht völlig ausgeschlossen war. En miniature wird vorgeführt, wie Solidarität zwischen Menschen entstehen konnte, deren Völker sich gegenseitig auf den Schlachtfeldern bekriegten. En miniature wird vorgeführt, wie groß Menschen, einfache Menschen, in Situationen äußerster Bedrängnis und angesichts des Todes werden können. Die Angeklagten richteten sich gegenseitig auf, schworen ihren politischen Idealen nicht ab und blieben trotzdem frei von Hass und Rachegeanken.

»Ich lasse hier einerseits Erinnerungen des tiefsten Schmerzes, kraftloser Verzweiflung, Traurigkeit ohne Grenzen zurück«, schrieb Maria an ihre Mutter, als sie dem Gefängnis in Moabit entkam, »und andererseits Erinnerungen an helle und angenehme Momente, Momente des unvorstellbaren Glücks umhüllt von einer starken, herzlichen Freundschaft. Ich lasse im alten, treuherzigen Moabit Erinnerungen meiner geistigen Flügel, große Momente, die die Seele für immer geprägt haben, interessante Momente zurück.«

Es ist das große Verdienst von Simone Trieder und Lars Skowronski, uns diese Vielschichtigkeit eindringlich vor Augen zu führen und so eine Anteilnahme zu ermöglichen, obwohl wir dem »Kleeblatt« niemals begegnet sind.

Helga Hirsch, Mai 2014

Helga Hirsch, geboren 1948, ist Journalistin und Autorin zahlreicher Bücher zu Themen der deutsch-polnischen Geschichte. Für ihre publizistische Arbeit erhielt sie unter anderem den deutsch-polnischen Journalistenpreis und die Dankesmedaille des Europäischen Zentrums der Solidarność.

1 Bombenalarm

Die Sirene. Wieder. Ein hoher Ton – ein paar Herzschläge lang. Pause und wieder. Voralarm. Helga ging zum Tisch, klappte den Ordner zu und steckte ihn in das Notgepäck, das an der Tür bereitstand. Das Kleeblattalbum musste mit in den Keller. Briefpapier und Stifte. Im Gehen noch einen Apfel schnappen. Die Wohnungstür offen stehen lassen. Im Dunkel die Treppen hinab. Nachbarn waren schon unterwegs, wie gestern, wie letzte Woche. Diese gemeinsame nächtliche Wanderung in den Keller gehörte bereits zur Routine in diesem Berliner Spätsommer 1943. Im schwach beleuchteten Raum roch es nach dem frischen Holz der neu gezimmerten Bänke und Tische. Dort hatte jeder schon seinen Stammplatz. Helga schaute Bombennacht für Bombennacht auf das Plakat: »Uns können die Engländer nicht kleinkriegen«.

Die Sirene heulte auf und ab: Fliegeralarm. Die Eisentür wurde verschlossen. Nun war die kleine Kellergemeinschaft auf ihr Gehör angewiesen. Manch einer sprach auf das hereindringende Dröhnen der Motoren ein Gebet. Das Pfeifen der herabfallenden Bomben endete im dumpfen Krachen der Einschläge. Flugabwehrkanonen donnerten. Helga ließ die anderen beten und lauschen, sie zog das Briefpapier aus dem Notgepäck und einen der Stifte. Sie roch an dem Apfel und schrieb: »Liebes Kleeblatt.«

Helga schaute auf. Sie verspürte keine Angst, etwas gab ihr die Gewissheit, dass sie hier heil herauskommen würde. Sie hatte einen Auftrag, sie musste das Kleeblattalbum hinüberretten in die neue Zeit ohne Hitler, ohne Krieg und Morden. Helga war überzeugt: Das vom braunen Bazillus vergiftete deutsche Volk muss sich selbst befreien. Daran arbeitete sie. Das Kleeblattalbum war ihr kleiner Beitrag. Sie verbündete sich mit Feinden des Naziregimes, mit politischen Häftlingen. Ihre Mutter war im Untersuchungsgefängnis Moabit als Wärterin dienstverpflichtet, und sie erzählte

Helga Grimpe, 1946.



oft von »ihren« Häftlingen. Helga war 16 Jahre alt, als sie erstmals in der Frauenabteilung durch den Türspion in die Zelle 18 schaute und die drei Polinnen sah: das Kleeblatt.

Sie schrieben sich seitdem, Helga und die drei Gefangenen. Deren Briefe heftete das Mädchen in einem Leitzordner ab. Ganz obenauf lag ein Brief ... – Was heißt Brief? Es war ein Zettel, ein grauer schmaler Streifen großkariertes Papier. Die Gefangenen hatten keinen Briefblock und beneideten Helga um das schöne Briefpapier, auf dem sie schrieb. Helga konnte den Text auswendig: »Lieber guter Sonnenschein, wir haben alles verstanden. Unsere Dankbarkeit für alles, was Sie für uns getan haben, können wir gar nicht aussprechen. Wir haben auch oft zwischen uns gesagt, wie es schrecklich für uns wäre, falls Sie durch uns reinfielen. Das könnten wir uns nie verzeihen.«

Das war gut, sie verwendeten keine Namen. Sonnenschein war ein schöner Deckname für die kleine, mollige, freundliche Mama. Helga überlegte, wie sie sich selbst nennen konnte.

Während englische Bomben auf Berlin niederkrachten, schrieb Helga: »Das ist ein schöner Name für meine Mutter. Sonnenschein. Sie ist wirk-

lich ein Sonnenschein. Seid vorsichtig. Wenn sie auffliegt, wandert sie selber in eine Zelle. Und wer bringt euch dann Erbsensuppe, Äpfelchen oder meine Briefe? Ab heute bin ich für euch: Euer Teddy oder Teddybär!«

Helga wusste, dass dieser Brief aus Sicherheitsgründen in der Gefängnistoilette verschwinden würde. Das Kleeblatt hatte ihr das Ritual des Brieflesens in der Zelle 18 beschrieben: Eine las ihn laut vor, dann noch einmal jede für sich, schließlich wurde der Brief schweren Herzens zerrissen und in der Toilette hinuntergespült.

Gut, dass Helga die Briefe der drei aufheben konnte. Sie sollten sie zurückbekommen, wenn das hier alles vorbei war und sie überleben würden. Sie mussten überleben. Jede würde dann ihre eigenen Briefe aus dem Kleeblattalbum bekommen: Krystyna und Maria und Lena.

Während Helga im Luftschutzkeller in der Kreuzberger Naunynstraße den Brief schrieb, hatte ihre Mutter Dienst in Moabit, eine Dreiviertelstunde Fußweg entfernt. Das Gelände der 1881 als »Königliches Untersuchungsgefängnis im Stadtteile Moabit« eröffneten Haftanstalt lag zwischen den Straßen Alt Moabit und Rathenower. Das Hauptgebäude war sternförmig, in diesem saßen die Männer ein. Südöstlich davon zog sich ein einzelnes Gebäude in einem leichten Bogen hin, das »Weibergefängnis«. Ursprünglich für 220 Gefangene konzipiert, besaß es vier Etagen, die je eine Abteilung bildeten. Pro Etage gab es 18 Einzelzellen und acht Säle. Im Sommer 1943 war die Anstalt überfüllt. In den Bombennächten schloss Hedwig Grimpe die Zellentüren in der Frauenabteilung auf, damit bei einem Einschlag nur die Riegel zurückgeschoben werden mussten und die Gefangenen schneller aus den Hafträumen kommen würden. Keiner ihrer Schützlinge nutzte die Situation je aus. Helgas Mutter hatte keine politischen Motive. Sie berührten die Schicksale der polnischen Frauen, die ihre Kinder sein könnten. »Meine Polenkinder« nannte sie sie später. Ihre Fürsorge galt nicht nur den drei Kleeblättern, sondern auch deren Kameradinnen, mit denen sie gemeinsam verhaftet und verurteilt worden waren oder in anderen Zellen gesessen hatten. Viele waren Todeskandidatinnen. Was die Polinnen im Untergrund in Warschau getan hatten, galt den deutschen Besatzern als Hochverrat, Feindbegünstigung oder Spionage, und darauf stand der Tod. Sie warteten auf die Vollstreckung des Urteils in der Strafanstalt Berlin-Plötzensee, wo ihnen mit dem Fallbeil der Kopf abgeschlagen werden sollte. Bis dahin hofften sie auf eine Begnadigung.



Untersuchungsgefängnis Berlin-Moabit, 1920er Jahre.

Im Gefängnis waren die Vorkehrungen zum Schutz gegen die Bomben dürftig. Zur Nacht wurden die Waschschüsseln, Kannen und Eimer in den Zellen mit Wasser gefüllt. Doch die Gefangenen versteckten sich nicht voller Angst, sie verfolgten die Bombardierungen mit Hoffnung. Sie hofften auf ihre Befreiung.

In der Zelle 18 stand Krystyna, die Stubenälteste, in den Bombennächten als Erste auf und kleidete sich an. Sie warf die kleine Lena aus ihrem Bett unter dem Fenster. Dort war es am gefährlichsten. Maria positionierte sich so, dass sie den Himmel sehen konnte, und berichtete den beiden auf dem Bett Sitzenden, was sie beobachtete: Sie konnte die Flugzeuge der Engländer erkennen, die Leuchtkörper, die Geschosse der Flak. Die Zelle leuchtete glutrot vom Widerschein des Himmels. Wochen zuvor hatten sie sich noch nicht getraut, die Verdunklung abzunehmen, ein Brett, das von innen am Fenster angebracht wurde, damit kein Lichtschein nach außen drang. Doch nach einem guten halben Jahr Moabit wussten sie, was sie sich erlauben konnten. Da sie in der Nacht sowieso kein Licht haben durften, verschwand die Verdunklung mit dem Löschen der Lampen. Der Lärm in

den Bombennächten war gewaltig, denn auf dem Dach der Frauenabteilung stand eine Flugabwehrkanone. »Die Tommys tanzen«, jubelte Maria. »Sie sollen endlich Schluss machen mit den Nazis!« Krystyna ärgerte sich, dass die Deutschen so gute Soldaten waren: »Ich möchte sie so sehr laufen sehen!« Ein dumpfes Dröhnen kündete vom Absturz eines brennenden Flugzeugs. »Arme Tommys«, sagte Maria. Wenn es gefährlicher wurde, wechselte sie ihre Position und zog sich auf die Toilette zurück, die sich ohne Sichtschutz neben der Zellentür befand. Sie hatte 1939 heftige Luftangriffe auf Warschau erlebt, als der Krieg begonnen und die Deutschen ihre Heimatstadt bombardiert hatten.

Krystyna war ängstlicher, sie hatte Bombenangriffe erst in den Berliner Gefängnissen kennengelernt. Sie gestand Helga in einem Brief: »Ich muss dir was sagen, Teddy! Die letzte Nacht, als Sonnenschein hier Dienst hatte, gab es Alarm u. sie ist zu uns gekommen. Ich stand neben ihr bei der Tür, sie hat mich das Gesicht gestreichelt u. später hielt ich ihre Hand fest. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie es mir war, genauso, als ob ich bei meiner eigenen Mutti wäre, ein Gefühl der Sicherheit, das ich seit lange nicht mehr kannte. In diesem Augenblick war ich kein Waisenkind mehr. Bist du mir böse, dass ich Dir für einen Augenblick Deine Mutti gestohlen habe?«

Die Angriffe im Spätsommer 1943 fanden meist nachts statt. Seit die Alliierten im Juli auf Sizilien gelandet waren, wuchs die Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges. Während der Bombardements war die Gefühlslage bei den jungen Frauen in der Zelle 18 ambivalent. Auf der einen Seite hofften sie, endlich befreit zu werden, auf der anderen hatten sie Angst, vorher getötet zu werden und DAS nicht mehr erleben zu können. Dazu kamen Gedanken an ihre Angehörigen in Warschau, die sich in ständiger Ungewissheit befanden, ob ihre Töchter noch lebten. Und die Angst des Kleeblatts um seine Beschützer. Sie beteten: »Lieber Gott! Lass die anständigen Menschen nicht sterben! Nicht Helga, nicht Sonnenschein!«

Mitten in dem Krachen war Gesang zu hören. Der Innenhof hallte wider von den Stimmen der Gefangenen, die an den Gittern der Fenster hingen und sangen: die »Internationale« mit der Aufforderung »Wacht auf, Verdammte dieser Erde« und den Zeilen »unser Blut sei nicht mehr der Raben, nicht der mächt'gen Geier Fraß!« Maria schob Lenas Matratze beiseite, stellte einen Hocker unter das Fenster und stieg darauf. Sie zog sich an den Gitterstäben hoch. Und sie, die die französische Sprache her-



Maria Kacprzyk, um 1940.



Lena Dobrzycka, 1948.



Krystyna Wituska.

vorrangend beherrschte, sang mit: »Allons enfants de la Patrie« – »Auf, Kinder des Vaterlands!« Die martialische »Marseillaise«. Krystyna hob Lena hoch, damit auch sie die Nase zwischen die Gitter stecken und etwas Freiheit riechen konnte, und sie sangen mit den Polinnen aus den anderen Abteilungen »Jeszcze Polska nie zginęła«, die polnische Nationalhymne. In deren erster Strophe heißt es: »Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben. Was uns fremde Übermacht nahm, werden wir uns mit dem Säbel zurückholen.« Ob blutrünstiger Rachedurst oder Säbelrasseln, der Gesang auf dem Innenhof von Moabit vereinte die Gefangenen verschiedener Nationen. Diese Momente gehörten zu den erhabensten im Gefängnis. Die Häftlinge erhoben sich aus der Lethargie, die der gleichförmige Alltag mit sich brachte, der Kummer wurde beiseitegeschoben. Hoffnung blitzte auf, ausgelöst vom Wetterleuchten der englischen Bomben. Ein Gemeinschaftsgefühl erfasste sie, das bei den Überlebenden ein Leben lang halten wird.

Eine »tolle« Nacht war die vom 3. zum 4. September 1943. Über 300 Maschinen flogen bei diesem Angriff die »Reichshauptstadt« an und warfen ihre tödliche Last vor allem über Moabit, Charlottenburg und Siemensstadt ab. Maria schrieb in ihr Tagebuch: »Tommys szaleją.« – »Die Tommys toben.« Für einen Augenblick hatten die jungen Frauen doch Angst. Es roch. Maria sagte, nach Gas. Aber es war nur Phosphorrauch. Das Gefängnis war voller Rauch, den der Wind von den getroffenen Stellen herüberwehte. Asche und Papierfetzen flogen noch am nächsten Tag

durch die Luft. Die Gefangenen wussten nicht, was geschehen war und ob es Auswirkungen auf ihre Situation hatte. Gerüchte machten im Gefängnis schnell die Runde. Man erzählte sich die »wunderbarsten Geschichten, eine unwahrscheinlicher als die andere«, schrieb Krystyna an Helga. Das Kleeblatt wollte Näheres erfahren und wartete sehnsüchtig auf Sonnenschein. Das Wirtschaftsgebäude des Gefängnisses war getroffen worden und niedergebrannt. Arbeit gab es an diesem Tag nach dem Bombenangriff nicht. Maria nutzte die Zeit, um ebenfalls Helga zu schreiben: »Es ist 10 Uhr, wir alle drei sollen in dieser Zeit schon fleißig arbeiten, aber wir tun es nicht. Keine! In der Zelle ist es so angenehm still: Die Maschinen gehen nicht. Und auf dem Korridor ist es auch ruhig: Frl. Bauer ist nicht da! Wir bitten stürmisch um Arbeit (wir alte Gefängnisfuchsen wissen genau, dass wir jetzt keine Arbeit bekommen und darum sind wir so fleißig), man sagt uns aber: Kinder, ihr müsst warten, Frl. Bauer ist nicht da, ach, heute ist alles durcheinander! – Wir machen sehr betrubte Mienen und wenn die Tür ist zu, hopsen wir vor Freude. So ekelhafte Mädchen sind wir.« Die übermütige Stimmung reichte bis zum nächsten Tag, die Gefängnisordnung war durcheinander, das wurde gefeiert wie ein kleiner Sieg.

Helga, die »draußen« keine gleich gesinnten Freunde hatte und als Ansprechpartnerin lediglich ihre Mutter, mit der sie sich über das Kleeblatt unterhielt, wurde von solchen emotionalen Berichten und durch die Beschreibung der Gemeinschaft der drei dazu verführt, sich mit in die Zelle zu wünschen. Zeit also für die Polinnen, Helga daran zu erinnern, weshalb sie hier in Moabit saßen.